

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 269.

Donnerstag, 18. November

1926.

(9. Fortsetzung.)

Auf dem Eulenhof.

Roman von Richard Wenz.

(Nachdruck verboten.)

Der Vorsteher schüttelte den Kopf vor Bewegung. Dann reichte er dem Eulenhöfer die Hand und sagte:

„Na, ich seh dir's ja schon an, zu sagen brauch' ich's nit mehr.“

„Tot ist er?“ fragte der Eulenhöfer starren Blicks, und als der Vorsteher ergebungsvoll nickte, ließ er seinen großen, bartumrahmten Kopf langsam auf die Brust sinken. So stand er eine Weile in düsterer Geschlagenheit, dann sagte er:

„Ich hab's kommen sehen. — Aber wenn Ihr mir 'n Gefallen tun wollt, dann nehmt's mir ab, es der Elis zu sagen. Ich kann das nit. Sie ist drin in der Ruch.“

Als er sich abwandte, tropften ihm Tränen über die gebräunten, harten Backen. Wie ein Verlassener stapfte er dann gebeugt den Weidenpfad hinauf.

Der Brief hatte die Kommandantur der afrikanischen Felsenfeste Oran an das Landratsamt geschrieben. Er enthielt die kurze Nachricht, daß der im Hafen als Flüchtling aufgegriffene Legionär Adolf Eichholz einige Tage danach am Typhus gestorben und auf dem Friedhof des Forts begraben worden sei. Der Landrat hatte den Brief ins Deutsche übersetzen lassen und ihn dann zur Weitergabe an den Gemeindevorsteher geschickt.

Keine Zeile von dem Toten selber, kein Abschiedswort, nichts. Mit dem Gelde, das man bei ihm gefunden haben mußte, war vielleicht ein anderer Flüchtling glücklicher gewesen; vielleicht hatte es auch seinen Kameraden zu ein paar reuestillenden Zechgelagen mit algerischem Wein oder Absinth herhalten müssen.

Aber die Heimat hatte es dem Verirrten nicht wieder erwerben können.

Es war, als sei Elisens Empfinden stumpf geworden von diesem Unglücksschlag. Als der Gemeindevorsteher ihr den Brief gegeben hatte, war sie in schütterndes Weinen ausgebrochen; am Tag darauf aber beherrschte jene starre Gelassenheit ihr ganzes Gefühl, wie sie ernstgeheimen Büßern eigen ist. Als wenn sie des Bruders Tod durch selbstgewählte Entsagung sühnen müsse, so verleugnete sie sich und war in all ihrem Tun nur den anderen zu Willen: der guten Babett in einem Gefühl kindlicher Verehrung und Dankbarkeit, dem neuen Hausgenossen vom Pachthof im Zwang der Fremdheit, und der polternden Magd, weil sie ihren lauten Widerspruch nicht herausfordern wollte. Daß sie vor dem Vater sich reißlos aufgab, erschien ihr zugleich als ein Gutmachen alles dessen, was sie früher ihm zuwider getan hatte. Wann wäre sie einmal willens gewesen, Bäuerin auf dem Eulenhof zu werden, so wie er sich das dachte? Jetzt aber war ihr die größte Magdarbeit nicht zu gering. Früh vorm ersten Hahnenschrei war sie bereits auf, und abends rüstete sie noch Kessel und Geschirre in der Futterstube, wenn schon die melancholischen Krötenrufe von der Weide herunterklangen.

Der heiße Sommer zwang zu einer raschen Heuernte, da Korn und Hafer schon in die Reife gingen: überall griff sie mit an. Kein Wagen schwankte heim, den sie nicht hatte beladen helfen, und eines Morgens stand sie fogar mit der Sense in der Schnitterreihe, weil einer der Tagelöhner ausgeblieben war.

„Mädchen“, sagte aber da der Vater, „mach, daß die Kirch im Dorf bleibt! Das ist doch keine Weiberarbeit.“

Und doch freute er sich ihres Eifers und sah in dieser Freude nicht, daß die Fron des Tages sie für alles andere unempfindlich gemacht hatte.

Selbst Ruhe und Beschaulichkeit der Feiertage waren dahin. Die gute Stube schien verlassen. Die dichten Leinenvorhänge verwehrten jedem Sonnenstrahl den Eintritt.

Auf dem großen, runden Tisch, wo sonst die Feldblumensträuße nicht weß geworden waren, stand jetzt toter grauer Leinwandflachs in der Base, und an den Bildern der Mutter und Adolfs hingen breite Kreppschleifen herunter.

Wochenlang schon hatte Elise nicht mehr am Klavier geübt, kein Buch aus der Ebenholzetagere herausgeholt. Kunstvolle Stidereien lagen unvollendet im Handarbeitstisch. Raun, daß sie noch mal die Stube betrat. Dafür aber sah sie Abende lang drüben im Wohnzimmer bei Stopf- und Klidarbeit, die sonst der Babett obgelegen hatte, und oft mußte die ihr den Strumpfsorb in den Eichenschrank einschließen, um sie nicht bis in die Nacht hinein aufstehen zu lassen.

Die einzige Abwechslung in dieser Eintönigkeit, in der stummen, zerstörenden Trauer um den toten Bruder war, wenn Jakob in Urlaub kam. Dann lebte in ihr nochmal das Vergangene auf wie ein schöner Jugendtraum, der nicht in Erfüllung gegangen war. Sie hatte ihm mit kindlicher Offenheit gesagt, daß der Vater von ihrem Liebesbund nichts wissen wolle, und Jakob hatte sich darin gefügt, weil er sich als Rechtloser vorkam, der zufrieden sein mußte, daß man ihn auf dem Eulenhof so freundlich aufgenommen hatte. Aber daß sie sich trotzdem wie Geschwister zugehörten blieben, so meinten beide, könne ihnen ja niemand verwehren.

Einer blickte allerdings auch darauf scheel; das war Heinrich Köster. Daß der Knecht Elisens Vertrauter war, wo er selber trotz aller Bemühungen ihr ein Fremder blieb, konnte er nicht verschmerzen. Und wenn es ihm schon unerträglich war, daß die Nähe der Garnison dem Begünstigten öfters einen Sonntagsbesuch gestattete, an seine Entlassung aus der Militärpflicht dachte er mit heißem Ingrim. Sie beide als heimliche Rivalen auf dem Eulenhof, das mußte irgendwie veretelt werden.

Dazu hatte der Eulenhöfer auch schon angedeutet, daß er ihn kaum weiterbeschäftigen könne, wenn Jakob wieder da sei. Aber das dachte der Listige schon leicht durchsetzen zu können, und weil er im Frühjahr wegen der drängenden Feldarbeiten seine Entlassung nicht zu befristeten brauchte, so sagte er eines Tags beim Pflügen:

„Na, Eichholz, hat es dem Jakob auch so geräunt wie mir?“

„Das hat es nit“, mußte der Eulenhöfer zugeben, „aber du bist ja auch schon länger dran wie er.“

„Ich glaub, mit so 'ner Arbeit kam ich gern als Erknecht auf 'n tüchtigen Hof, wenn ich mich danach umsehen tät.“

„Das kann man all nit wissen“, sagte kleinlaut der Eulenhöfer.

„Na, einen im Stich lassen mag man auch nit, und ich muß sagen: besser wie aufm Eulenhof gesiel's mir ja doch sonst nirgendwo. Habt also keine Angst! Ich bleib hier.“

„Ja, nun kommt aber der Jakob bald wieder“, sagte der Eulenhöfer verlegen.

„Gewiß, den könnt' ihr ja nit fortschicken“, meinte Heinrich; aber es war vielmehr eine lauernde Frage, ob das nicht doch am Ende geschehen könnte.

„Den schick ich nit fort“, entschied der Eulenhöfer.

„Ich sag', das könnt' ihr ja nit, wo er doch —“

Er hielt inne, und der Eulenhöfer fragte erstaunt:

„Was meinst du denn?“

„Na, es geht ja keinen was an.“

„Was geht keinen was an?“

„Na die Sach' mit seiner Mutter.“

„Die Sach' mit seiner Mutter? Ja, woher weist . . . wer hat dir denn gesagt . . .?“

„Das hat mir mal ganz früher mein Vater gesagt.“

„Dir? — Das hatt' ich nit gedacht.“

„Er hatt' mir grad vom Krieg erzählt, und da kam die Red so drauf. Aber es kommt nix vor mein Jahn davon, da verlaßt euch drauf.“

„Na, dann wär's aber auch aus mit uns zwei.“

„Wenn ich's Maul auftu, dann braucht Ihr mich nit mehr zu beguden, Eichholz. Aber nit wahr, das dürft Ihr mich doch auch nit fühlen lassen, daß ich es num einmal weiß? 's ist ja gut aufgehoben bei mir.“

„Wie sollt ich dich das fühlen lassen?“

„Ich mein, daß ihr mich fortschickt.“

„Ich schick dich nit fort, so lang du nit von selber gehst.“

„Gut also, dann bleib ich gern hier. Nur darf der Jakob nachher nit mehr sein wollen wie ich. Nit so 'n Art Oberknecht.“

„Papperlapapp, Oberknecht! Hier schafft jeder so gut, wie er kann. Von Oberknecht ist hier keine Red.“

„Dann bin ich zufrieden, Eichholz. Und die Hand drauf, daß ihr's auch mit mir seid!“

Er trieb das Pferd an, stemmte sich fest auf den Pflugterz, und die dampfenden Schollen bligten im Glanz der Frühlingssonne auf.

9.

Jakob war vom Militär zurückgekommen, und schon gleich in den ersten Tagen begann zwischen ihm und Heinrich ein hartnäckiger Wettstreit um des Eulenhöfers Gunst. Sie arbeiteten wie zwei erbitterte Feinde. Und der Bauerngott segnete Wiesen und Felder mit Fruchtbarkeit, so daß der Hofherr darüber alles Mißgeschick der vergangenen Jahre vergaß. Eine ungewohnte stolze Zufriedenheit erfüllte ihn, und er fing an, wieder an das Glück des Eulenhofs zu glauben. Er sah ja nicht die geheimen Triebkräfte dieses Aufschwungs und ahnte nicht, daß sie auf Kampf eingestellt waren. Auch Jakob fühlte sich vor der Hand mehr aus natürlicher Anlage, aus Fleiß und Ehrgeiz getrieben, als daß er gewußt hätte, um welchen Preis es eigentlich ging. Denn Heinrich war klug genug, seine Gesinnungen und Absichten wohl zu verbergen und über allen Grimm, der in ihm war, mit der Miene des gleichgültigen Schalks hinwegzutäuschen.

Nur Elise empfand deutlich, was im Werke war. Die Art, wie der Vater Heinrichs Eigenschaften ins hellste Licht rückte, wurde ihr immer verdächtiger. Sie fühlte, das zielte auf sie selber. —

Es war ein schwüler Septembertag gewesen, und eben hatten sie auf dem Eulenhof glücklich den letzten Wagen Hafer in die Scheune gefahren, da prasselte aus schwarzgelben Wolken ein wüstes Hagelwetter hernieber.

Am Abend war der Eulenhöfer ausgeräumt als sonst und ließ sogar einen Krug Wein aus dem Keller heraufholen. Man sprach von den reichen Erträgen der Ernte, machte Arbeitspläne für den Oktober, und der Eulenhöfer konnte sich Heinrich gegenüber nicht genug tun an Zeichen der Freundlichkeit und Achtung. Als er nachher noch eine Weile mit Elise am Tische saß, sagte er:

„Wo es mit unserem Adolfs so gekommen ist, wär der Heinrich am End' einer, der mal den Hof kriegen könnt.“

Elise tat ahnungslos und meinte:

„Steht der sich denn so gut? Dann hätte er doch den Pachthof kaufen können.“

„Kaufen können“, machte der Eulenhöfer, unwillig darüber, daß Elise ihn nicht verstehen wollte. „Wer sagt denn davon was? Ich mein, wo kein Sohn ist, da könnt so einer mal der passendste Schwiegersohn sein.“

„Ja gewiß, aber ein tüchtiger Bauer sein ist auch noch nicht grad alles.“

Sogleich schlug des Eulenhöfers gute Stimmung wieder um, und er entgegnete bitter:

„Rein, er muß auch no 'n Feiner sein.“

(Fortsetzung folgt.)

Amug bei den Ameisen.

Von Hugo Viehmeier.*

Im Hochwald war eine blühende Ameisenkolonie. Wohl hunderttausend Waldameisen heberbergte der stattliche Haufen, und endlos war die Nachkommenschaft, die Jahr für Jahr ungestört in ihm heranwuchs. Diesen Sommer wurde zum erstenmal der stille Frieden des Ameisenstaates gestört. Die kleine, abgeschlossene Blöke in dem hohen Nichtenwald, die Welt der rastlosen, kleinen Tierchen, wurde von einem Menschen entdeckt, den sicher nicht die Freude an dem Leben und Treiben des Ameisenvolkes bewog, sich zu ihrem Bau herabzubeugen. Mit ein paar raschen Griffen riß er den Haufen auf, und befriedigt nickte er, als er die Menge der weißen Puppen erblickte. Auf dem sauberen Waldesboden, nur etwa 30 Schritte von der Kolonie entfernt, breitete er ein großes, weißes Tuch aus, an dessen Rändern er kleine Gruben aushob, die er mit Nadeln bedeckte. Nachdem er noch Ärmel und Hosenbeine mit Bindfaden zugebunden hatte, schritt er wieder zum Ameisenhaufen. Nicht achtend der wütenden Bisse seiner Bewohner, die zu Tausenden an ihm emporklettern und Gesicht und Hände mit einem Sprühregen von Ameisensäure überschütteten, legte er die gewaltigen Puppenlager bloß und schaufelte die „Ameisen-eier“ mit all den Nadeln, in denen sie eingebettet lagen, mit all den tapferen Verteidigern, welche die Brut zu retten versuchten, in einen großen Sad. In wenigen Minuten war das Ameisenvolk fast all seiner Jungen beraubt und der Sad gefüllt. Welch grenzenlose Verwirrung, als er ihn nun auf dem Tuch entleert. Schredensvoll laufen die Ameisen, fast alle mit Larven und Puppen beladen, dem nächsten Versteck zu, und froh, ein solches gefunden zu haben, legen sie ihre Lasten in die dafür vorgesehenen Löcher. Ohne es zu ahnen, helfen sie selber aufs eifrigste, ihre Brut für den Puppen-sammler zusammenzutragen. Den kaltberzigen Menschen kümmert das Un Glück nicht, das er angerichtet hat. In einiger Entfernung streckt er sich auf den Boden. Aus der Tasche langt er Brot und Wurst und beginnt zu essen. Er muß noch lange warten, bis die armen Ameisen die vielen Tausende von Puppen in die Gruben gerettet haben. Von Zeit zu Zeit erhebt er sich, wirft die Nadelhaufen auseinander, um die darunter verborgene Ameisenbrut aufzudecken, und schaut nach, wie weit die Löcher gefüllt sind. Endlich ist das Gerüst von Puppen fast ganz frei; die Gruben aber sind voll bis zum Rande. Mit einem Blechlöffel rafft der Sammler jetzt seinen Raub zusammen und birgt ihn in einem leinenen Beutel. Achlos reißt er dann das Tuch von der Erde auf, schüttelt die sich daran klammernden Ameisen ab und geht, ohne sich nach der zerstörten Kolonie umzuschauen, seines Weges. Manch anderer Haufen wird noch von ihm aufgesucht und seiner Brut beraubt, bis gegen Abend der Beutel voll ist. Des anderen Tages setzt er dann seine Beute beim Vogelhändler der Stadt in klingende Münze um. Wenige Groschen nur löst er daraus. Sie stehen in keinem Verhältnis zu dem Schaden, den er angerichtet. In Preußen ist das Sammeln von Ameisenkolonien gesetzlich verboten. Aus einem Ort in Steiermark wurden aber beispielsweise in den sechziger Jahren jährlich 50 bis 70 Hektoliter getrocknete Ameisenpuppen in den Handel gebracht. Der größte Teil der als Vogel- und Fischfutter verwendeten Puppen kommt aus Rußland und Skandinavien.

Einige Tage sind verstrichen. Das jählings aus seinem

*) Wir entnehmen diese anschauliche Schilderung der soeben erschienenen von H. Stitz besorgten 2. Auflage des Wertes „Bilder aus dem Ameisenleben“. Innige Liebe zur Natur hat hier ein Büchlein geschaffen, das durch seine allgemein ansprechende, lebendige Form den Leser in hohem Grade anregt. (Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig.)

Frieden gerissene Ameisenvoll hat sich wieder etwas beruhigt. Noch sind freilich die tiefen Löcher, die der gewalttätige Pflünderer in ihren schönen Bau gerissen hat, nicht ausgefüllt. Ein großer Teil der mit den Puppen zugleich verschleppten Ameisen ist nicht wieder zu dem alten Neste zurückgekehrt. Nicht weit von dem Orte, wo sie unfreiwillig ihre Puppen für den Räuber zusammenliefen, haben sie begonnen, ein neues Heim zu gründen. Aus dem über den Waldesboden zerstreuten Genist, dessen warme Hülle einst ihre Brut barg, haben sie am Fuße einer halbwüchsigsten Stäbe schon einen frischen Haufen aufgetürmt. Er ist zwar noch klein, wächst aber stündlich durch den Fleiß seiner Baumeister. Eine breite Straße, belebt von den kommenden und gehenden Ameisen, verbindet die beiden Nester. Es hat fast den Anschein, als wollte die Kolonie von nun an zwei Häufen gleichzeitig bewohnen; denn an beiden Nestern wird emsig gearbeitet. Erregt springen die an den Enden der Straße ankommenden Ameisen auf die dort bauenden zu, lebhaft die Fühler kreuzend. Es ist, als hielten sie eifrige Zwiesprache. Einzelne der Arbeiterinnen klettern mit Larven oder Puppen auf dem Nesthaufen herum. Auch auf der Ameisenstraße sieht man hin und wieder solche Trägerinnen; merkwürdig bleibt nur, daß die einen dem alten, die anderen dem neuen Nestolake zustreben.

Nur eine Woche später hat sich das Bild schon geändert. Der neue Nesthaufen ist zu einem schönen Bau herangewachsen. Ganz und gar von Ameisen bedeckt, ist er eine Stätte fleißigster Arbeit. Unendliche Mengen graben die unterirdischen Gänge und Kammern und werfen die Erde aus dem Neste. Zahllose andere türmen Nadeln, Harzklumpen und Steinchen auf. Die sorgen für Insektennahrung; jene melken die Blattläuse, und nicht wenige eilen hinüber zu dem alten Neste, um alle seine Winkel nach einem verlassenen Lärchen oder Ei zu durchsuchen. Wie ausgestorben ist der alte Haufen dagegen; fast seine ganze Einwohnerzahl ist schon in das neue Nest hinübergezogen; ein kleiner Rest nur belebt ihn noch. Dafür ist seine Oberfläche jetzt von zahllosen anderen kleinen Tieren bedeckt. Aus der Tiefe des Nestes herauf kommt die ungeheuere Schar aller der Insekten, die in dem warmen Nadelhaufen als Gäste der Ameisen wohnen. Diese Hunderte, ja Tausende mögen es sein. Auch auf der Ameisenstraße sehen wir sie; sie ziehen hinter ihren Wirten her, hinüber in das neue Heim. Die meisten gehören zu dem Geschlechte der Käfer, und zwar zu den schlanken Kurzflüglern. Aber auch kurze, gedrungene, kleine Stuktkäferchen, deren größere Verwandte am Nas, in Dünger oder faulenden Pflanzensstoffen leben, erblicken wir unter ihnen. Dort sind wieder walzenförmige und längliche, deren Gestalt und Farbe an winzige Holsteischen erinnern. Alle diese Gäste sind so klein, daß sie von ihren Wirten meist nicht einmal bemerkt werden. Nur einige wenige zeichnen sich durch eine größere Gestalt aus. Hier diese Dinarde mißt etwa 5 Millimeter. Ihr breiter, nach hinten zugespitzter, dunkler Körper erhält durch die rotbraunen Flügeldecken eine oberflächliche Ähnlichkeit mit ihren Wirten, deren Körpermitte ebenfalls rot ist. Die Bewegungen dieses Käfers sind schnell und gewandt; kein einziger der übrigen tut es ihm gleich beim Hindurchschlüpfen durch das Genist. Diese besonderen Vorzüge hat er aber auch nötig; denn durch seine Größe verrät er sich leichter den misstrauischen Wirten als seine kleinen Verwandten. Wütend stürzen die Ameisen auf den entdeckten Fremdling los, und nur seine Gewandtheit und Schnelligkeit retten ihn vor dem sicheren Tode. Die trägen Stuktkäfer werden wohl auch gelegentlich von den Ameisen bemerkt. Sie helfen sich aber anders; Fühler und Beine fest an die Unterseite des Körpers ziehend, stellen sie sich tot und entgehen auf diese Weise der drohenden Gefahr.

Diese kleinen Gäste der Ameisen haben in dem Neste ihrer Wirte eine wichtige Aufgabe zu erfüllen. Sie verwalteten gleichsam den Reinigungsdienst der großen Stadt, indem sie die von ihren Bewohnern vergessenen Abfälle, welche in der Backofenwärme der Straßen sehr bald in Fäulnis übergehen oder verschimmeln würden, auffressen. Tagtäglich ist die Tafel für die Nestgenossen der Ameisen gedeckt, und sorglos können sie sich ganz ihren Freuden hingeben. Darum wünschen sie sich auch nicht fort von ihnen, und nur ganz selten fängt man einmal einen vom Neste verirrten Gast. Jetzt aber, nachdem ihre Wirte ausgezogen, sind sie in großer Not. Wie unschlüssig, was nun zu tun sei, rennen viele auf dem Neste hin und her. Manche erklettern auch Zweiglein, die aus dem Haufen herausstehen, breiten ihre Flügel aus und fliegen davon. Die Hauptmasse aber wandert zu Fuß ihren Wirten nach.

Die seltenste Pflanze der Welt.

(Die *Fodea capensis* von Schönbrunn.)

Von Max Havel.

In den Gewächshäusern des ehemals kaiserlichen Lustschlosses Schönbrunn in Wien wird neben anderen seltenen Pflanzen auch eine mehr als hundert Jahre alte *Asklepiadacee*, die sog. *Fodea capensis crispa* (Jacq. R. Schum.) gezüchtet, eine Pflanze, die man füglich als die seltenste der Welt bezeichnen kann. Ja, man war bis vor kurzem noch der begründeten Meinung, daß die *Fodea* von Schönbrunn die letzte und einzige ihrer Art sei und daß mit ihr, wenn sie einginge, diese Species für immer dahin sei.

Die *Fodea capensis* wurde seinerzeit — wie man vermutet — durch Boos nach Wien gebracht und zuerst von Nikolaus Jacquin, dem einstigen Direktor des Wiener Hofnaturalienkabinetts, in seinen botanischen Fragmenten (Fragmenta botanica, 1880—1809) als *Cynanchum crispum* abgebildet und beschrieben. Der Botaniker Stefan Endlicher gab dann am 20. Mai 1839 im dritten Heft seiner „*Novarum stirpium decadens*“ Nachricht von dieser *Fodea*, die nach dem Bremer Botaniker Gustav Woldemar Fode benannt wurde, weil dieser eine Abhandlung über die Atmung dieser Pflanzen geschrieben hatte. Vor etwa dreißig Jahren hat dann der Berliner Botaniker Karl Schumann festgestellt, daß der von Jacquin in seinen Fragmenten im handcolorierten Kupferstich abgebildete und beschriebene *Cynanchum crispum* mit der Schönbrunner *Fodea* identisch sei, so daß diese ehrwürdige Pflanze nach den Regeln der botanischen Nomenclatur nunmehr *Fodea crispa* (Jacq. R. Schum.) heißen muß.

Die *Fodea capensis* ruht sozusagen auf drei plumpen, zusammengewachsenen Füßen, die in Wahrheit nur Ausläufer eines aufgeschwollenen, silbergrauen Knollens sind, der mit seiner warzenüberwimmelten Oberfläche, die stellenweise rötlich schimmert, an eine blutunterlaufene Gesichtswulst alten Fleisches erinnern kann. Man kann aber auch an Elefantenfüßlein denken. Dem Gipfel dieses uralten, oberirdischen Wurzelknollens entsprossen feingeshwungene, mächtige lange, silberlichte Zweige und Zweiglein, die mit reizenden, gegenständigen Blättlein von bläulicher Farbe besetzt sind. Diese Blättlein öffnen sich nicht ganz, sondern bleiben in ihrem Zadenplisse nur halb aufgetan wie ein zartes Muschelschalen. Sie sind ein seidener Schmuß, wie man denn überhaupt im Anblick dieser Wunderpflanze den Eindruck hat, einer adeligen Matrone gegenüberzustehen, die an den Umgang mit hohen und höchsten Herrschaften gewöhnt ist. Wer weiß — vielleicht ist sie schon von Napoleon bewundert worden, als er um 1805 in Schönbrunn residierte.

Die *Fodea* treibt im April, und dies ist auch die Zeit, in der sie — alle drei oder vier Jahr einmal — verpflanzt wird. Sie blüht im September und Oktober und zeigt dann grünelarbte, doldenartige Blüten. Eine Temperatur von 8 bis 10 Grad Reaumur bebagt ihr am besten; die Südsonne wärmt mild ihre jahrhundertalte Wurzel. Man bemüht sich seit Jahren, diese seltene und überaus kostbare Pflanze, die in Europa nur in diesem einen Exemplar von Schönbrunn besteht, in der ganzen Welt vielleicht nur in einigen wenigen Exemplaren bestehen dürfte (es sollen in der Provinz Prins Albert in Kapland im Botanischen Garten noch ein paar Stöcke zu sehen sein), man bemüht sich in Schönbrunn seit Jahren, die *Fodea*, die nur noch Blüten, aber keine Samen mehr erzeugen kann, durch Stecklinge zu vermehren. Bisher leider vergeblich. Gerade jetzt kann man wieder einen zarten Stebling der *Fodea* im Schönbrunner Gewächshaus sehen, der eben wieder einen winzigen, frischgrünen Blattansatz zeigt. Täuscht er diesmal nicht, wie so oft vorher, gelingt die Zucht und blüht ein Töchterlein der alten Dame heran, dann wäre dies ein Phänomen, erstaunlicher als es die mehr als hundertjährige *Fodea capensis* von Schönbrunn selber ist.

☺☺☺ Scherz und Spott ☺☺☺

Ein Hundeleben. „Ihr Mann bellt sich immer, er führe ein Hundeleben“, sagte die Nachbarin. — „Das tut er auch wahrhaftig. Er kommt immer mit schmutzigen Füßen nach Hause, macht sich's am Feuer bequem und wartet, bis er gefüttert wird.“

Verschiedener Standpunkt. „Viele Männer werden unglücklich sein, wenn ich heirate“, sagte sie stolz. — „Das hängt davon ab“, wie oft du heiratest“, erwiderte er kühl.

Die Gelegenheit. „Nächsten Montag kommt die neue Köchin“, teilt die Frau ihrem Gatten mit. — „Welch ein Ereignis!“ ruft dieser. „Was wirst du bei dieser Gelegenheit anziehen?“



Großkraftwerk Rummelsburg.

Das modernste deutsche Wärmekraftwerk.

Von Ernst Trebesius.

Mit dem neuen Großkraftwerk Rummelsburg der Stadt Berlin geht eine Anlage ihrer Vollendung entgegen, die in bau-, maschinen- und wärmetechnischer Hinsicht als eine ganz hervorragende Leistung der deutschen Industrie anzusehen ist. Anfang Juli v. J. wurde der Bau beschlossen; Ende d. J. soll die Anlage mit vorläufig 210 000 KW Leistung den Betrieb bereits aufnehmen. Rund 70 000 KW wird jede der drei Hauptturbinen entfalten. Diese stellen damit zurzeit die leistungsfähigsten in Deutschland gebauten Kraftmaschinen dar. Die sechs Dampfkessel mit je 1750 Quadratmeter Heizfläche wurden für 35 Atm. Dampfspannung gebaut und sollen mit Staubkohlenscheiteln geheizt werden.

Somit stellt Rummelsburg nicht nur eine Großleistung der deutschen Industrie dar, sondern es wird auch in jeder Hinsicht das modernste deutsche Kraftwerk sein, da bei ihm die letzten Fortschritte und Erkenntnisse der Dampf- und Elektrizitätstechnik restlos verwirklicht werden.

Mit Rücksicht auf die Kürze der Bauzeit wurden der A. E. G. nicht nur die Lieferung der Turbinen und Schaltanlagen, sondern auch die Projektierung und gesamte Bauleitung übertragen. Dank dieser einheitlichen Leitung konnten die erstaunlichen Leistungen beim Bau erzielt werden, zu dem eine ganze Anzahl deutscher Unternehmungen als Lieferanten und Bauausführende herausgezogen wurden. Während auf den Baugelände der A. E. G. ein großer Stab von Ingenieuren mit der Projektierung der Anlage beschäftigt war, wurden auf dem Baugelände am Rummelsburger See, der ein Teil der Spree ist, die Vorarbeiten aufgenommen. Ein Löfelfräger, zwei Dampfkrane und drei Dampflokomotiven bewegten in kurzer Zeit 120 000 Kubikmeter Erde, die für die riesigen Fundamente ausgehoben werden mußten. Um einer späteren Senkung der Turbinenfundamente vorzubeugen, wurden für jede Turbine 250 Betonpfähle in den Boden eingedrückt. Auf diesen Pfählen ruhen die gewaltigen Betonplatten, die ihrerseits die Fundamentsteile der Turbinen tragen. 21 000 Kubikmeter Beton erforderte die gesamte Anlage. Zwei Betonmischer waren dauernd in Tätigkeit, um die auf dem Wasserwege ankommenden riesigen Mengen Kies und Zement zu mischen. Eine großzügig angelegte Gussbetonanlage verteilte den Beton auf die einzelnen Baugruben, so daß die Betonarbeiten nur einige Wochen in Anspruch nahmen.

An die Fertigstellung der Fundamente schloß sich der Aufbau der Eisenkonstruktionen für das Turbinenhaus, die beiden Kesselhäuser und der Kohlenmahlanlage. Elf deutsche Fabriken waren mit der Materiallieferung, sechs mit der Aufstellung der gewaltigen Eisenkonstruktionen beschäftigt. Vor allem erforderten die beiden Kesselhäuser so gewaltig starke Eisenkonstruktionen, wie sie in diesem Ausmaß noch nie zuvor in Europa zur Aufstellung gelangten. Lastet doch jeder der sechs Dampfkessel mit dem ungeheuren Gewicht von 2070 Tonnen auf seinen vier Unterzügen. Die oberen Trommeln der Steirerkessel wurden mit besonderer ministerieller Erlaubnis an die Dachkonstruktion gehängt. Da zwei dieser Trommeln zusammen 240 Tonnen und die dritte 120 Tonnen wiegen, so mußte von der Verwendung des Eisenbetons für die Hochbauten Abstand genommen werden. Auch bei der Kohlenmahlanlage mußten neue Wege eingeschlagen werden. Auch hierfür waren riesige Eisenkonstruktionen erforderlich, und deren Aufstellung erforderte wiederum nicht geringe ganz besonderer Größe und Tragfähigkeit. Das ebenfalls als Eisenhochbau ausgeführte 141,8 Meter lange Turbinenhaus, das mit 2 Kränen von je 40 Tonnen Tragkraft ausgerüstet wurde, konnte in 21 Tagen aufgestellt werden. Somit stellt der Bau des neuen Großkraftwerkes schon ob seiner erstaunlich beschleunigten Fertigstellung eine Glanzleistung der deutschen Industrie dar.

Die zum Betrieb des Kraftwerkes verwendete Braunkohle kommt auf dem Wasserwege der Spree an, gelangt in den Rähren durch einen Stichkanal von 40 Meter Breite bis unter die 8-Tonnen-Greifer der Entladebrücke und wird von diesen in große Kohlentaschen (Silo) gefördert, wo sie

zunächst getrocknet wird. Alsdann wird die Kohle staubfein gemahlen und der Kohlenstaub wird in Rohrleitungen den 16 Kesseln zugeführt. In den riesigen Feuerräumen der Kessel durch Gasflammen zur Entzündung gebracht, umspülen die heißen Flammen des verbrennenden Kohlenstaubes die zahlreichen armdicken Wasserrohre, die die walzenförmigen Hochdrucktrommeln miteinander verbinden. In der obersten Trommel sammelt sich der Dampf von 35 Atmosphären Spannung an. Dieser Dampf wird in mannsdicken Rohren den Hauptturbinen zugeführt, die ihrer Größe wegen als Zwillingmaschinen ausgeführt wurden. Die Turbinen arbeiten also auf zwei voneinander getrennten Wellen. Auf der einen Welle sitzen die Hoch- und Mitteldruckhaufelräder der Turbine, auf der zweiten die Niederdruckräder. Jede Welle treibt einen Generator von 35 000 Kilowatt Leistung an. Der durch die Generatoren erzeugte Drehstrom von 6000 Volt Spannung wird durch Transformatoren auf 30 000 Volt Spannung überseht.

Eine wichtige Neuerung der Anlage stellt die Einführung von drei Vorwärmerturbinen (auch Hausturbinen genannt) mit je 10 000 Kilowatt Leistung dar. Sie erzeugen den elektrischen Strom für die Hilfsmaschinen jeder Hauptturbine, also für die Luft-, Kondensat- und Kühlwasserpumpen. Auch die elektrisch angetriebenen Krane, die Kesselspeisepumpen, die Kohlenmahlanlage erhalten von ihnen den Strom.

Seit Fertigstellung des Großkraftwerkes Golpa bei Bitterfeld (1915) ist Rummelsburg wieder das erste große Elektrizitätswerk mit Dampftrieb, das in Deutschland errichtet wurde. Die seither erzielten Fortschritte in der Wärmewirtschaft kommen deutlich zum Ausdruck bei der Gegenüberstellung einiger Zahlen. Gebraucht Golpa zur Erzeugung einer nutzbaren Kilowattstunde drei Teile Kohle, so wird Rummelsburg nur noch zwei Teile benötigen. Golpa erzeugt in 64 Dampfkesseln und 8 Hauptturbinen nur 128 000 Kilowatt, Rummelsburg hingegen in 16 Kesseln und 3 Hauptturbinen 210 000 Kilowatt. Durch Ausbau soll die Leistung des neuen Großkraftwerkes bis auf 600 000 Kilowatt gesteigert werden, womit es das größte Kraftwerk Europas sein und hinter dem größten amerikanischen Dampfkraftwerk (800 000 Kilowatt) nicht viel nachstehen wird.

Holzimprägnierung durch Schwefel.

Seit einiger Zeit sucht man Holz durch Behandlung mit geschmolzenem Schwefel zu imprägnieren. In der Tat erhält Holz durch Aufnahme von Schwefel ähnliche Eigenschaften wie durch Creosot. Es wird beständiger gegen Witterungseinflüsse, bekommt aber außerdem größere Härte, größere Festigkeit und Widerstandsfähigkeit gegenüber Säuren. In der Tat lassen sich alle Hölzer durch Eintauchen in ein Bad von geschmolzenem Schwefel imprägnieren, wobei die Menge des aufgenommenen Schwefels je nach der Holzart verschieden ist. Bei Vornahme im Vakuum oder unter Druck wird der Prozeß beschleunigt; da aber die Aufnahmefähigkeit des Holzes dadurch nicht immer steigt, stehen die Mehrkosten dafür mit dem Gewinn nicht in Einklang. Das Holz bleibt bei einer Temperatur von 140 bis 150 Grad fünf oder sechs Stunden im Schwefelbad, bis jede Feuchtigkeit verschwunden ist, weitere vier bis fünf Stunden lang erfährt es dann eine Nachbehandlung bei 120 bis 125 Grad. Steineiche nimmt 40 Prozent ihres Gewichtes an Schwefel auf, Zypresse 60 Prozent, Eiche 75 Prozent, Pappel 76 Prozent. Mit Schwefel imprägniertes Holz erlangt höhere Festigkeit. So soll die Schwefelbehandlung dem Holz der kanadischen Schwarzkiefer dreifache Festigkeit verleihen. Die Wirkung des Verfahrens unterscheidet sich insofern von der Imprägnierung mit Karbolineum oder Metallsalzen, als der Schwefel im Holz wieder kristallinische Form annimmt, dessen Poren verklebt und bei gewöhnlichen Wärmegraden nicht daraus entweicht. Obgleich Schwefel an sich nicht giftig ist, verhindert er doch das Eindringen und die Wirkung der meisten Fäulniserreger. Dank seiner Festigkeit und Widerstandsfähigkeit dürften dem mit Schwefel imprägnierten Holz weite Anwendungsgebiete offen stehen. Besonders für Eisenbahnschwellen, Wagenräder, Pfähle, Werkzeugariffe, Holzpflaster u. a. wird es von Wert sein.